

Reflexionen über die zynische Ent-Sinnlichung des Hochzeitsrituals und der Versuch einer Be-Sinnung¹

1 Einmal im Leben Star sein – „15 minutes of fame“²

Hochzeit: der große Traum der „kleinen Mädchen“. Der Prinz muss kommen und sie in sein Schloss entführen. Das kann in einer modernen Variante auch mal ein steinreiches Sado-Maso-Jüngelchen sein, dessen Schloss eine Konzernzentrale ist, Hauptsache es ist eine Zentrale der Macht. Macht ist sexy! Auch ein Vampir-Bubi kann zur personifizierten Sehnsucht werden, traum(haft) bleibt er, wie Prinz William von England. Sie sind die sterilen Varianten rauer Westernhelden wie Charles Bronson als „Mundharmonika“ in „Spiel mir das Lied vom Tod“, der als Typ seine Vorherrschaft in der Marlborowerbung eingeübt hat, aber als neuer Bond zurückgekehrt ist und selbst vom (weiblichen) Feuilleton als komplexe Persönlichkeit imaginiert und gefeiert wird, wo nichts als altbackenes Chauvinisten-Klischee zu bewunder(liche)n ist. Ihn gilt es zu erretten, aus seiner männlichen Abgeschlossenheit. Von ihm gilt es errettet zu werden, aus der Trivialität des kleinbürgerlichen Daseins. So haben beide eine sinnerfüllende Aufgabe. Auch er muss vor den Altar treten, um zum echten Mann zu werden, was ihn, als echten Mann, durchaus nicht „unflexibel“ machen muss. Gemeinsam mit ihr voller Wildheit, Leidenschaft und Romantik, aber bitte alles schön sterilisiert und geordnet. Sind diese Harterkerl- und Kleinmädchenträume erfüllbar? Oder läge genau darin, in der Erfüllung, das Problem, weil die Traumerfüllung das Traumende bedeutete, also gnadenlose Desillusionierung und Offenbarung des totalen Nihilismus? Ist der Wunsch nach Hochzeit und Ehe am Ende nichts als der Spießert Traum, mit dem sich der Biedermann und die -frau davor zu bewahren versuchen, dem letzten Rest der Entzauberung ihrer Welt zu entgehen? Dann wäre es das Klügste die Hochzeit stets zu planen, aber immer ein wenig zu verschieben, wie beim Leckerbissen, bei dem die Vorfreude die schönste Freude ist, das Vernaschen aber erst zur Übelkeit führt, später zur schmerzvollen Ernüchterung. Vielleicht liegt für viele gerade darin der Fehler. Groß, teuer, aufwändig, einmalig, herausragend, bombastisch, romantisch, berauschend, etwas ganz Besonderes muss es werden, *das* Fest. Genau wie die Ehe und man selbst, immer etwas ganz Besonderes. Das Leben wird zu „Hollywood“. „Weddingplanner“ sind deshalb längst Pflicht, vermeintliche Organisationsprofis, die ganz individuell *das* einmalige Monster-Event veranstalten. Das muss auch kosten! Wer hier „kleckert“ wird entlarvt als schäbiger Kleingeist. Es muss einfach ganz, ganz toll werden. So glauben sie, der Herr und die Frau von Heute.

¹ Diese Version ist eine Kost-Probe. Sie ist nur ein Ausschnitt, der hoffentlich hinreichend amüsant und bereichernd ist, um Appetit zu machen. Dann gibt es mehr. Kommentare sind ausdrücklich erwünscht. Entweder im pdf oder in der Word-Version (<http://pub.wissenschaftstheorie.net/hochzeitsritual/word.docx>) mit der Überarbeitungsfunktion.

² [15 minutes of fame \(2013\)](#).

Der Witz und die Tragik darin sind, dass diese (mangelnden) Reflexionen das Problem erst verursachen. Die Perfektion ist keine. Die Inszenierung scheitert. Sie funktioniert nicht. Es ist immer wieder dasselbe Problem. *Erstens* wird ignoriert, dass Hochzeit immer Inszenierung ist. Denn alles ist Inszenierung, sodass es kein Entkommen aus dem Umstand gibt, sich immer (schon) in einer Inszenierung zu befinden. „Wir alle spielen Theater“, wie insbesondere Goffman gezeigt hat. (Goffman 2005, 1959) All das ist zudem Kommunikation. Und auch aus der Kommunikation gibt es kein Entkommen. Denn auch Nicht-Kommunikation ist unmöglich, wie u.a. Bateson und Watzlawick und Schulz von Thun gezeigt haben (Bateson und Ruesch 2012; Watzlawick 2011; Schulz von Thun 1981). Deshalb gibt es nur die Wahl zwischen „guten“ und „schlechten“ Inszenierungen resp. Kommunikationen. Die meisten sind schlecht, sehr schlecht. Sie sind gerade deshalb so schlecht, weil sie diesen Umstand leugnen. *Zweitens* wird ignoriert, dass „gute“ Inszenierungen enormen Aufwand erfordern, selbst das „natürliche“, „lockere“ und „spontane“ setzt immer schon äußerst gründliche Planung und professionelle Fähigkeiten voraus, damit es Raum hat, zur Entfaltung. Insofern ist die Idee, professionelle „Weddingplanner“ einzusetzen, im Grundsatz eine gute Idee. Allerdings sind viele dieser „Planner“ äußerst unprofessionell in der zentralen Disziplin, dem Entwurf des Storybooks, der Geschichte, die inszeniert werden soll und wie diese kommuniziert werden kann. Die meisten Geschichten sind nicht nur, *drittens*, lächerlich „hohl“ und oberflächlich, weil sie eine der vielen Hollywood-Disney-Kopien kopieren (deren Inhalt und Sinn jedenfalls mir bis heute verborgen geblieben ist), sondern, *viertens*, unglaublich unauthentisch, passen also überhaupt nicht zur Lebenskonstruktion der Brautleute. Authentizität ist ein durchaus problematischer Begriff, weil er eine natürliche, also echte Seinsweise suggeriert, obwohl letztlich alles Entwurf ist. Die Vorstellung einer *Selbstverwirklichung*, die ein z.B. genetisch determiniertes *Ich* verwirklicht, ist äußerst naiv und Ergebnis des Commonsense, der dergleichen auch noch für Wissenschaft hält. Statt Wissenschaft als Erkenntnisbereicherung zu verstehen, als kreative Offenheit, reichhaltiges Denken, verstehenden Entwurf und kritische Begründung, wird dann alles Denken peinlichst sterilisiert, gleich einem klinischen Laboratorium (oder einer schwäbischen Hausfrau), d.h. von allem Problematischen, Schmutzigen, Verwirrenden, Fruchtbaren etc. bereinigt. Trotzdem hilft der Begriff der Authentizität, um zu unterscheiden zwischen glaubhaften, stimmigen Inszenierungen, die etwas mit den Personen und ihrem Leben zu tun haben, weil sie im Kern das als Kern enthalten, was die jeweiligen Personen zu ihrem Kern gemacht haben. Zudem gibt es natürliche Grenzen. Ein Freiherr zu Guttenberg wirkt in der Rolle eines Intellektuellen, Wissenschaftlers, Fachmanns oder als Vertrauensperson bestenfalls belustigend verstörend. Zu offensichtlich bleibt die Diskrepanz zwischen seinem Lebensentwurf und den Anforderungen dieser Rollen. Das wäre wie ein Consultant oder Libertärer, der sich für gesellschaftliche Interessen bzw. das Allgemeinwohl engagierte, wie ein Gebrauchtwagenhändler, Banker oder Versicherungsvertreter, der sich als Attac- oder Greenpeace-Sympathisant gerierte, oder wie ein Politiker, der von Wahrhaftigkeit schwadronierte. Niemand glaubt das! Die Inszenierung

gen passen nicht. Sie wirken albern, unglaublich, lachhaft. Die Inszenierungen müssen aber, um zu funktionieren, *erstens* ernstgenommen werden (als zu Inszenierendes, das sich ver-wirklicht und unzählige Konsequenzen verursacht), *zweitens* „gute“, also sinn-volle Inszenierungen sein, *drittens* authentisch wirken und *viertens* gut überlegt, vorbereitet und dann auch umgesetzt werden. Sonst passiert das, was so häufig passiert: Es wird gruselig! Alle (fremd-)schämen sich und versuchen die Flucht, zumindest nach Innen. Jedes Empfinden wird zu Nichts, zu nichts als dieser abgründigen Leere, zum totalen Sinnverlust, zur absoluten Hoffnungslosigkeit. Aus „15 minutes of fame“ wird „rest of life in shame“.

Dabei gäbe es Gründe genug das alles ganz anders zu machen, dieses unglaubliche Glücksempfinden wahrzunehmen, das alles erklärt, keiner Ergänzung bedarf, das die ganze Schönheit des Lebens und der Liebe offenbart. Wobei hier Liebe nicht in einem oberflächlichen Hollywood-Sinne oder romantisierend-schwärmerisch gemeint ist, sondern als ernsthaftes und existenzielles Phänomen des menschlichen Daseins. Geht es nicht, ganz eigentlich, um ein Fest d(ies)er Liebe? Nicht nur um deren Simulation als Spektakel? Wäre dies nicht die bessere Geschichte? Sie wäre auch nicht sonderlich kompliziert. Gut, es bedarf zumindest der Liebe, als authentischer Liebe, die inszeniert werden soll. Sonst bleibt alles Theater. Doch dann, als reines Theater, ohne authentische Liebe, bliebe ohnehin die Frage, welcher Sinn sich hinter all dem entbergen könnte. Gelingt jedoch den beiden (was vielleicht allen gelingen könnte, machten sie es nicht viel zu kompliziert) die Verwirklichung ihrer Liebe(sgeschichte), dann läge einer der zentralen Schlüssel im Weglassen. Zum Beispiel im Weglassen der ganzen verklärenden, weltflüchtenden Esoterik, der romantischen Überhöhungen, den Heilerwartungen, dem Magischen und der Wunderhoffnungen. „Kleine Mädchen“ und „harte Jungs“ werden nicht glücklich. Sie scheitern. Sie finden keinen Weg zu dem was Liebe ausmacht. Für sie wird Hochzeit nie zur Erfüllung ihrer Erwartungen. Bestenfalls wird es zum kurzen Rausch. Dann kommt der Kater. Und der Katzenjammer. Doch *das* wäre viel einfacher zu haben.

2 Gruselige Inszenierungen

Jetzt konkret! Das ist anschaulicher. Und macht mehr Spaß. Also zunächst ein Beispiel, fiktional zwar, aber doch mit typischen Elementen.

Wir stehen in einer Kirche. Wunderschön ist alles. Dieses betagte Gemäuer macht etwas her. Ergreifend! Die Location stimmt schon einmal. Doch der Funke springt nicht recht über. Keiner ist ergriffen. Alles wirkt chaotisch-hektisch. Die Frau Weddingplanner stöckelt in letzter Minute mit dem Programm herein, knack-frisch kopiert und zum Teil, dafür lieblos, gebunden. Die fies dreinblickende Blumenfrau schleppt mürrisch meckernd ihre Blumenkübel in die Kirche – zehn Minuten nach dem offiziellen Beginn. „Schon die dritte heute und ick hab‘ noch zwei!“ Ob wir uns beeilen müssen, mit der Trauung, weil die anderen beiden Paare schon warten, auf diese Blu-

menarrangements, wir die Blumenkübel also zügig „abheiraten“ sollten? Die Irritation steigert sich. Doch der Aufbau wird noch fertig, vor der Zeremonie. Das Brautpaar ist auch nicht erschienen, bisher. Jetzt kommen sie, gehetzt, aber immerhin, sie kommen. So wird die Blumenfrau noch fertig. Vielleicht wäre das eine Idee fürs Regietheater? Die Bühne wird erst aufgebaut, wenn schon alle dasitzen, die Schauspieler schnauzen sich an, erzählen von ihrem Wochenende und gehen stempeln, nachdem sie sich umgezogen haben? Total dekonstruktivistisch! Aber wozu *Dekonstruktion*, wenn es um eine recht konventionelle *Rekonstruktion* geht? Immerhin ironisch könnte das sein, doch das Ganze wirkt vor allem zynisch und verbreitet die Atmosphäre eines Hauptbahnhofs. Ohne Blumen(frau) und Programm(frau) wäre alles besser gewesen, viel echter und dann kein Problem. Auch das wäre besser weggelassen, einfach weggelassen.

Dem Brautpaar sind ihre zerfleischenden Auseinandersetzungen anzusehen, die sie bis kurz vor dem Eintritt in die Kirche noch hart ausgefochten, inzwischen aber unterbrochen und ab jetzt unterdrückt haben. Ihre Stirnfalten zittern nach. Ihr Blick ist starr, muskulös verkrampft. Sie strahlen enorme Vibrationen aus. Gute eher nicht. Sie wirken müde und doch voller Adrenalin. Sie wirken voll fokussiert und doch seltsam abwesend. Sie sind total gestresst! Sie sind nicht die einzigen. Ein Onkel huscht noch hinein, auch zitternd, aber anders, in schweißdurchränktem Hemd. Die Musik fängt an. Jetzt kommt dann wohl die Erhabenheit? Aber es ist mehr der Druck, der atmosphärisch beherrschend wirkt. Das Paar schreitet langsam den Gang entlang, zum Pastor, der dort wartet. Alle Augen lasten auf den beiden, die heute im Mittelpunkt stehen, die stolz sind, auf sich. Doch es wirkt befremdlich abgeklärt. Etwas fehlt. Vielleicht hätten sie das (ein-)üben sollen? Alle kennen dieses Stück bereits und Pathos, wie es jetzt erwartet wird, stellt sich dann nicht mehr so recht ein, nicht von selbst. Auch das wallende, weiße Brautkleid erzeugt keine echte Wirkung. Alles ist darauf ausgerichtet Cinderella und den Prinzen zu geben. Aber die Nummer kommt nicht rüber. Er ist kein Prinz. Zu offensichtlich. Eher Physiker. Oder Banker. Sie ist eher die Stiefmutter (von Cinderella, nicht vom Physiker). Sie fällt völlig aus der Rolle. Die Inszenierung verlangt, dass sie bedächtig und voller Liebesglück zum Pastor schreitet, dem Ja-Wort entgegenfiebernd. Ihr Blick hat schamhaft auf dem Boden vor ihren Füßen zu ruhen, mit kurzen, heimlichen Blicken auf ihn, den Erwählten und zugleich Vermählten. Doch sie starrt mit irrem Blick nach links und rechts und links und rechts und links und rechts, auf die Reihen, in die Reihen, um zu sehen, ob alle *sie* sehen. Denn das ist *ihr* Tag! Jetzt ist sie wer, wird zur Person. Jetzt gehört sie dazu. Jetzt hat sie es geschafft. Ab jetzt kann sie zu Klassentreffen fahren. Mit Fotos und Ring und Doppelnamen. Irgendwann wird sie ihn mitnehmen und zeigen. Sie stampft nach vorne, stampft und sagt: „Ja, ich will!“ Doch halt!

Erst kommt noch die Brautvaterübergabe. Was wohl damit symbolisiert wird? Wird da das Eigentum an der Tochter vom Vater auf den Bräutigam übertragen? Weint der Vater deshalb so elendig? Weil ihm etwas abhandenkommt? Immerhin könnten es

auch Freudentränen sein, und sein Schluchzen Ausdruck seiner Vaterliebe, über das Liebesglück der beiden. Das wäre doch schön und auch angemessen! Wenigstens gibt es keine Übergabe des Bräutigams. Vermutlich gibt es an Söhnen kein Eigentum. Oder es bleibt unklar, ob dieser dann der Mutter gehörte. Oder das Eigentum am Sohn erlischt nicht, mit der Hochzeit, bleibt erhalten, lebenslang. Seine Mutter ist ohnehin nicht gekommen. Sie hat sich „entschuldigt“. Nicht, weil sie keine Konkurrenz durch Cinderella duldet, wie so oft bei anderen, sondern weil er ihr einfach „wurscht“ ist. Das weiß jeder der hier Anwesenden. Wir alle kennen diese lange Leidensgeschichte, seine unermüdliche Hoffnung nach Erlösung, seine Hoffnung doch irgendwann noch geliebt zu werden, von seiner Mutter, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Erfüllung seiner Hoffnung, nach der er alles in seinem Leben ausgerichtet hat, auch die Auswahl der Frau, die jetzt neben ihm steht, auch seinen Karriereweg, als Banker oder Physiker. Vergebens! Sie ist nicht gekommen. Was sie schickt ist nur ihre Verachtung. Und die wirkt, das spüren wir alle. Gott sei Dank ist nicht jede familiäre Beziehung derart pathologisch. Gott sei Dank!

Was der Geistliche sagt nimmt niemand zur Kenntnis. Er hat nur eine Nebenrolle bekommen, ist eine Art Hausmeister, ohne den diese Location nicht zu mieten ist. Er spielt sein eigenes Stück, hat sich nicht gut vorbereitet, jedenfalls nicht mit den einschlägigen Vorabendserien, an denen er sich jetzt zu messen hat. Er ist wie der Bürgermeister, der unbedingt die Begrüßungsworte sprechen „muss“, und so hören wir ihm höflich zu, halten das aus, warten das ab, träumen dahin, oder befummeln unsere Liebsten, d.h. unsere Ei-Föhne, in unseren Mänteln. Vermutlich predigt der Hausmeister auch irgendetwas. Interessant ist das selten, besonders diskursiv ohnehin nicht, bleibt es doch beim rituellen Monolog, irgendeiner obskuren Interpretation einer noch obskureren Bibelstelle, der wohl niemand folgen würde, würde er dem folgen können, wäre er nicht schon längst weggedämmert. Insofern ist die Sorge der Piusbrüder unbegründet, es könnte irgendwann irgendwer zuhören und etwas in Frage stellen. Es ist nicht die Sprache, die entscheidend ist. Er ist der Pastor, unser „(Seele-)Hirte“. Wir sind die (seligen) Schäfchen. Wir dämmern vor uns hin. So gibt es wenigstens keinen Widerspruch und der wäre ansonsten zwingend. Immerhin der gemeinsame Gesang verbindet ein wenig und hebt die seltsame Stimmung. Warum aber gibt es schon wieder diese Lieder, die so schwer mitzusingen sind, diese Auswahl, die niemand hier kennt, diese Texte, die überhaupt nicht zu singen sind, jedenfalls dann nicht, wenn man sich nicht für den Rest seines Lebens dafür schämen möchte? Schön klingt das nicht. Wenigstens spielen sie keine dieser opernhafte Schnulzen ein, die uns suggerieren in welchem Film wir uns heute befinden sollen. Nun noch der Klingelbeutel und die Sache ist gelutscht. Das war also das zentrale Element der Zeremonie? Schade! Ich habe auch andere Zeremonien erlebt, eine Zeremonie etwa, die mich tief bewegt hat, die mir vollkommen „echt“ erschien, die voller Liebe war, bescheiden, wahrhaft demütig, nur für die Beiden, als Geschenk – sogar in einer katholischen Kirche, von einem echten, in diesem Moment vollkommen glaubwürdigen, katholischen Priester. Wenn nur so vieles weggelassen würde, einfach weggelassen würde.

Als nächstes geht es mehr oder weniger unorganisiert zum Restaurant, indem dann gefeiert werden wird. Doch vor der Feier und dem Apero wird erst einmal fotografiert. Es wird ausführlich fotografiert. Sehr, sehr ausführlich. Jede erdenkliche Position wird probiert. Jede mögliche Gruppenkonstellation und -aufstellung genau angeordnet und festgehalten. „Cheese“ und „Klick“. Hunderte Male. Denn dieses unglaubliche Ereignis muss festgehalten werden. Es muss Jahrzehnte erhalten, in allen Krisen, muss Erinnerung sein, an diese ganz besondere Zeit voller Liebe, an dieses rauschende Fest, diesen einmaligen Tag, der so langsam mal damit anfangen könnte, wenn wir noch Zeit dafür finden. Es zieht sich allerdings. Und vielleicht ist das der Grund für den Trend zum „Hochzeits-Nach-Shooting“³, es ersparte eine Menge Zeit während dieses Events. Und es erlaubt noch besser Bilder zu erzeugen, die erlauben eine Geschichte zu erzeugen, über das Fest. Alles sind am Ende Geschichten, und wenn diese Geschichte für so lange Zeit erhalten und Kraft geben muss, so muss es eine sehr schön Geschichte werden. Der eigentliche Tag ist dafür vielleicht ohnehin nicht so recht geeignet, nicht so wichtig? Das würde auch den Trend zur Nachfeier erklären.⁴

Bisher drei intensiv langweilende, dafür umso längere Programmpunkte. Vielleicht war Punkt zwei, der Weg zwischen Punkt eins (Churchevent) und drei (Fotoshooting), noch das Aufregendste. Keiner wusste so richtig wo es lang gehen sollte und die Wegbeschreibung hatte etwas von einer IKEA-Bauanleitung oder einer heiligen Schrift: jeder macht etwas ganz Eigenes daraus. Das brachte immerhin ein wenig Spannung auf. Die Brautleute reisten separat, getrennt von uns, wie so oft, fuhren voraus, mit einem dicken „Schlitten“. Jetzt also einen schnellen Apero, Händeschütteln und flugs an die Tische gesetzt – nach strenger Ordnung. Große, runde Tische. Wirklich sehr, sehr große Tische. So groß, dass ich den Anderen am Tisch etwas zurufen könnte, um mich ihnen mitzuteilen, wenn das nicht zu unschicklich wäre. Ich kann mich also heute den ganzen Abend (rechts) mit meiner Partnerin unterhalten (der Abend ist gerettet!) oder (links) mit einem Menschen, den ich noch nie gesehen habe und von dem ich nach zwei Minuten hoffe, dass sich dieser Zustand in die Zukunft erstrecken möge. In den Pausen werde ich mit anderen sprechen können, mit meinen Verwandten und alten Freunden etwa, beim Pinkeln zumindest. Warum nur sind wir alle hierhergekommen? Ich erinnere mich jetzt wieder an *eine* Beerdigung. Es gab auch andere, die in *jeder* Hinsicht schrecklich waren. Bei dieser gab es plötzlich viel Zeit. Wie aus der Mechanik des Alltags gefallen, gab es scheinbar unendlich viel Zeit. Zeit für die Anderen. Zeit für echte Gespräche. Wir waren verstört, von der Trauer, und hatten vergessen unsere Rollen aufrechtzuerhalten, den Schutzwall weggelassen, wie auch alles andere. Warum machen wir hier das Gegenteil? Warum ist niemand „hier“ und beim Gegenüber, „spricht“ mit ihm, „hört“ mal zu? Vielleicht sollte ich wieder rauchen, nur für heute Abend? Das gäbe Freiheiten. Wenn ich Vater wäre, dann könnte ich in den

³ Das ist kein Witz! ([SRF Reporter 2013](#), t 720)

⁴ Auch das ist kein Witz! „Eheerneuerung heißt der große Trend aus Amerika.“ ([SRF Reporter 2013](#), t 465)

Kinderspielraum nach nebenan entflüchten. Da scheint es rund zu gehen. Ich könnte mir ein paar Buntstifte nehmen und ... Aber der Wein ist sehr gut und es gibt eine Kellnerin die pfiffig ist. Warum aber gibt es diese Unart, dass jeder Schluck neu eingeschenkt werden muss, also dauernd die Gläser leer sind? Vielleicht ist der Physiker Schwabe, jedenfalls in seinem Herzen? Vermutlich aber ist das „schick“. „Italienisch-bäuerlich“ wäre es mir lieber. Ich lehne mich zurück, nehme einen Schluck, treffe ein Arrangement mit der pfiffigen Kellnerin, eines den Weinnachschub betreffend, und probiere den ersten Gang. Essen für über hundert Menschen gleichzeitig. Das kann gut schmecken. Aber das ist sehr, sehr schwierig umzusetzen. Es ist „OK“, schmeckt so nach 20 %. Wem wäre jetzt nicht eine richtige Bratwurst lieber, vielleicht eine St. Galler? Oder ein schön frischer, bunter Salat. Danach ein paar deftige Käse und etwas Süßkram zum Abschluss. Aber *dieses* Essen gehört zum Ritual. Und ich denke: Weglassen, einfach weglassen. Das wäre viel besser.

Zwischen den Gängen gibt es keine echten Pausen. Es gibt warme Worte von ihm und ihr. Sie stellen uns vor, uns alle, Tisch für Tisch. Das wird niemandem gerecht und langweilt wie das Essen und die Kirche und die Fotofolter. Bis auf den kurzen Moment, indem es uns jeweils selbst betrifft. Da wird es berauschend, berauschend peinlich. „Oh Gott!“ So tönt es all überall durch den Saal, flüsternd wie beim Rosenkranzbeten. Auf diese Weise wird es doch noch religiös. Einer nach dem anderen bekreuzigt sich. Dann liest sie, ausgerechnet *sie*, den Brief seiner Mutter vor. Worte voller Pathos, die doch nichts anderes ausdrücken als Schmähung, Ablehnung, Erniedrigung und erneute Zurückweisung. Ansonsten hohle Phrasen in Schleimhülle, seelenlos, lieblos, sinnlos. Ihr Exmann, sein Vater, ist am Tisch versteinert. Er trinkt jetzt die Gläser seiner Nachbarn aus. Die so dringend ersehnte Lobpreisung der Mutter gibt es im Brief durchaus, allerdings für sie selbst. Zu bestaunen gibt es die Selbstverliebtheit und -bewunderung einer Egoistin. Und das lesen sie vor! Vor allen! Sie zeigen uns ihre zwanghafte Erniedrigung vor dem Narzissmus ihrer Mutter. Stockholmsyndrom. Identifikation mit dem Aggressor. Aber sie beide sind berauscht, Cinderella und der Physiker, und sehen nicht was dort steht, spüren nicht was wir alle spüren, spüren auch uns nicht, nicht was von uns ausgeht. Und so sehen alle auf den Tisch, durch den Tisch, auf den Boden, bis tief in den Keller. Überrascht wirkt niemand. Wir kennen das. Dennoch ist es eine Art „Höhepunkt“. Wenn auch am Abgrund. Tiefer geht es jedenfalls nicht mehr, von hier aus. Weiter geht es allerdings. Sie verlesen die Absagen. Sie verlesen wie ihnen andere bedeuten, dass sie ihnen nichts bedeuten. Am Ende jeweils die Erklärung der beiden, wie bedeutend genau diese „Freunde“ doch seien und wie deutlich diese Absage „eigentlich“ als Zusage zu erkennen sei, an deren Freundschaft. Das lesen sie uns vor! Das erklären sie uns – ausführlich! Sie spüren es nicht. Sie nehmen nichts wahr. Nicht einmal was in uns vorgeht, die wir dort sitzen, die wir gekommen sind, zumindest aus Anstand. Wir würden gerne mit ihnen feiern, uns für sie freuen, uns mit ihnen freuen. Aber das machen sie nicht. Dazu geben sie uns keine Möglichkeit. Wir hören zu. Wir halten aus. Aber keiner von uns möchte diese Version stützen. Keiner möchte sich verstricken lassen. Keiner möchte sich mit ihnen verbün-

den, zu diesen *abenteuerlichen* Geschichten, zu den Geschichten, wie wundervoll doch diese, ihre durch und durch pathologische Wirklichkeit sei. Keiner möchte sich dazu missbrauchen lassen, um Zeuge zu sein, für ihre Welt des Horrors, die sie sich in dieser Weise erschaffen haben, die sie mit aller Kraft aufrecht zu erhalten versuchen und deshalb diesen existenziellen Druck erzeugen, den wir spüren, der uns die Kehle zuschnürt, der uns bleischwer macht, der diesen absoluten Zwang auf uns ausübt, ihnen und uns das alles wieder und wieder bestätigen zu müssen, damit wahr wird, was wahr sein muss, und doch nicht wahr werden kann. Wir alle spüren diesen mächtigen Sog, wie von einem gigantischen Staubsauger, oder einem schwarzen Loch, das alles einsaugt, jede Existenz aufhebt. Nur nicht „bewegen“, bloß nichts sagen. Alle wissen Bescheid, keiner wagt auch nur zu hauchen. Wenn sie das doch nur weglassen würden, ihr tiefes Gekränkelt Sein und hier und jetzt mit uns feiern würden. Nur weglassen. Dann wäre schon vieles besser, sehr viel besser. Und sie auf dem Weg.

Jetzt hantiert eine Gruppe aus drei skurrilen Gestalten mit Instrumenten. Sie, die Gruppe, entpuppt sich als Gruppe von Musikern, als Band. Vermutlich sind die Geräusche, die sie jetzt erzeugen, und mit denen sie jede Hoffnung auf einkehrende Stille endgültig zunichtemachen, etwas, dass Musik genannt werden könnte. Die waren sicher sehr, sehr günstig zu bekommen. Aber immer noch besser als einer dieser sog. Alleinunterhalter, für die man sich, stellvertretend, für den Rest seines Lebens schämen möchte, selbst wenn sie mal nichts sagen und nur eine ihrer CDs laufen lassen, die sicher auch sehr, sehr günstig zu bekommen waren. Die meisten sind froh endlich aufstehen zu können. Nur dieser Ordnung entfliehen! Sie versuchen zu tanzen. Sie bestellen sich Schnaps. Sie wollen jetzt trinken und vergessen, alles vergessen was war, alles vergessen und das Fest zu einem solchen machen. Sie wollen sich in das dionysisch Abgründige stürzen und tief versinken, bis morgen Früh. Mit allen Konsequenzen, die das morgen haben wird. Das ist morgen, wen kümmert das schon. Das kümmert dann morgen. Das ist früh genug. Aber: „Schnäpse dürfen wir nicht ausschenken! Nichts mit über 12 % Alkoholgehalt.“ Das hat der Banker verboten. Er hat es den Kellnern verboten das auszuschenken. Er hat es seinen Gästen verboten, das zu trinken. Scheinbar kümmert er sich um seine Gäste, aber so richtig, sieht seine Gäste als eine Art von großen Tölpeln, die behütet werden müssen, denen man „helfen“ muss. Oder es ist ihm einfach zu teuer, nicht mehr im Budget, über den 20 %. Beides unterstreicht obige These, nach der er Schwabe sein könnte, sicher Pietist. Einige wenige reden noch ungläubig mit ihm. Der Rest schüttelt den Kopf, irritiert, zum ersten Mal amüsiert, an diesem Abend. Wir fahren nach Hause, nach Hause in die Hotels. Aber auf dem Weg gehen wir in die Kneipen, die auf dem Weg liegen, von einer zur anderen: feiern, jubeln und trinken. Auf diese Ehe eher nicht. Aber wir vergessen warum wir hier sind. Wir geben uns ganz ins Hier und Jetzt. Was morgen sein wird spielt jetzt keine Rolle, nicht für uns. Weglassen, denken wir, einfach mal etwas weglassen.

3 Perfekte Unperfektion

Nicht immer ist es dieser Horror. Viele Hochzeiten sind sogar ganz nett; manche sogar rauschende Feste. Weil sie dort einfach feiern, zusammen, statt alles zu überhöhen. Es muss auch nicht dionysisch-abgründig werden, oder schwerst alkoholisch. Nicht gerade wenige Feste werden zur Katastrophe, weil einige mehr trinken, als es ihnen gut tut, und anderen. Gerade Schnaps kann fatale Wirkungen entfalten, jedenfalls wenn man die entsprechenden Gäste eingeladen hat. Ich war vor Jahren auf einer Party, auf der wir von der Gastgeberin ausschließlich Tee mit Milch und Kräutern bekamen. Das war eine der besten, die ich erlebt habe.

Ich wollte mit diesem Beispiel einige Elemente verdeutlichen, die mir, jedenfalls als Elemente, doch sehr typisch erscheinen. Es geht dabei nicht um eine empirische Erhebung, oder exakte Darstellung. Das wäre weder besonders aufschlussreich, noch zielführend. Meine obigen Interpretationen der Situationen resp. Strukturen sind allerdings gut begründet. Ich gehe an anderer Stelle näher darauf ein. (von Maur 2015) Es gibt viele Varianten die gruselig sind. Sehr, sehr viele. Die Grundmuster sind jedoch häufig äußerst ähnlich und sie sind unschwer zu erkennen. Vor allem aber: Das alles ist völlig unnötig! Warum ist etwas, von dem Menschen behaupten, dass es derart wichtig für sie sei, derart unwichtig für sie, dass sie daran so wenig Interesse zeigen und es in diesen furchtbaren Weisen inszenieren? Glauben sie wirklich, die von ihnen erhoffte Inszenierung entstehe irgendwie von selber, wenn sie nur ein paar Gäste einladen und etwas zu Essen und ein paar „lustige Spiele“ bestellen? Glauben sie wirklich all das was stattfindet bliebe ohne Konsequenzen? Glauben sie ihre „Geschichte“ sei völlig frei von jeglichem Wirklichen zu inszenieren? Glauben sie letztlich selber nicht an die Bedeutung ihrer Ehe und des Hochzeitsrituals? Ich sehe dagegen gute Gründe an die gesellschaftliche Bedeutung dieser Rituale zu glauben. Diese Feste sind enorm wichtig, für alle, nicht nur für die beiden. Sie sind nicht einfach lästige Pflicht, die hinter sich zu bringen ist, oder Disney-Glamour, den man als Kopie einer Fernsehshow inszenieren sollte. Diese Rituale sind wichtig und sollten deshalb „richtig“ gemacht werden.

Wie in obigem Beispiel deutlich gemacht, wird aber alles nur halb gemacht, oder genauer: zu einem Fünftel. Die 80-20-Regel ist zum Kerngedanken einer seltsamen Leitkultur geworden. 20 % Einsatz reichen demnach, denn damit werden bereits 80 % des Erfolges erzielt – so diese Idee. Der Rest ist dann ineffizient, also ökonomische Vergeudung. Ein äußerst merkwürdiger ökonomistischer Reduktionismus als Imperialismus, der Leben(sfülle) zum Zwanzigprozentleben degradiert. Beim Essen werden nur die beiden ersten Bissen genommen, in der dritten Klasse bekommen wir das Abiturzeugnis, in der Universität reicht der Bachelor, beim Sport genügt es die Klamotten anzuziehen und bei einem Date brechen wir nach der Verabredung alles ab, denn mit den 20 % Einsatz haben wir schon 80 % „im Sack“. Eine unfaire Attacke gegen das Leben, und auch gegen die Ökonomie. Auf diese Weise gibt es kein gelingendes Leben.

Derart ist nur Schein-Ökonomie. Das eigentliche Ziel wird vergessen, dessen Sinn, Effektivität und Qualität. Als ob das Ziel immer schon klar wäre, klar erkannt und begründet als „gutes“ Ziel. Das ist der Knackpunkt und alles andere trivial. Wir sparen uns die Reflexion über sinnvolle Ziele. Und nach 20 % Einsatz hören wir auf. Vielleicht ist dieser Zeitgeist resp. Leitgedanke der großen Unternehmensberatungen hilfreich für deren Shareholder Value, für die Qualität ihrer Beratung ist es das sicher nicht. Für gutes Leben ist es eine Katastrophe! Die grauen Herren von der Zeitsparkasse lassen grüßen. Liebe, Beziehung, Bindung, Ehe, Familie und auch die Zeremonie der Hochzeit werden auf diese Weise zum Firlefanzt, degenerieren zur lächerlichen Posse. Liebe, Beziehungen und Bindungen sind aber kein Firlefanzt! Sie sind zentraler und konstituierender Teil des menschlichen Daseins. Sie sind für uns das wesentlich Bedeutsame – wenn wir es dazu machen.

Ich fange ganz profan an, mit einer Ernüchterung über den sog. „Weddingplanner“. Die meisten Menschen sind sich überhaupt nicht darüber im Klaren, welcher extreme Aufwand mit einer Veranstaltung verbunden ist, gerade auch einer solchen, und welche umfangreichen Fähigkeiten notwendig sind, um eine Veranstaltung zu einer gelingenden Veranstaltung werden lassen zu können. Das kann ein Laie nicht. Und das zu erlernen ist nicht mit einem sechswöchigen⁵ Kurs zu machen. Es braucht Jahre der Erfahrung und sehr vieles andere mehr. Immer wieder erlebe ich professionelle Veranstaltungen mit enormem Budget, bei denen zwar viele der Elemente stimmen, aber alles „seelenlos“ bleibt, also keinen Effekt erzielt, weil die Auftraggeber alles möglichst unkompliziert outsourcen, an ebenso seelenlose Agenturen. Keiner aber sieht wirklich hin und macht das, was der eigentliche Job der Führung und der Kommunikation ist, sie haben keine echte Geschichte, an die sie glauben. Alles wird „erledigt“, zu 20 %. Das aber ist unerträglich. In jedem Fall. Bei einer Hochzeit ist das noch grotesker, denn es konterkariert den eigentlichen Sinn vollständig.

Wer das richtig kann, muss äußerst kommunikativ, einfühlsam, kreativ, stilsicher, flexibel, stressresistent, zuverlässig, diszipliniert, technisch versiert, kostenbewußt, gut vernetzt, Organisationsprofi, Improvisationstalent und vieles andere mehr sein. Dafür braucht es echte Talente, die hart arbeiten wollen. Davon aber gibt es nicht sehr viele. Menschen mit solchen Fähigkeiten sind in allen möglichen Bereichen gefragt. Wenn sie als Angestellte arbeiten würden, wären sie mit 5000,- € Bruttogehalt pro Monat nicht gerade überbezahlt, nur um ein Beispiel zu machen. Das dürften (ja nachdem) in etwa einem Nettogehalt von 2800,- € entsprechen. Reich werden sie mit einer solchen Entscheidung also nicht. Bei 5000,- € pro Monat und ca. 20 Werktagen

⁵ Und auch das ist kein Witz: Für die sog. „Ausbildung“ bei der IHK braucht man nicht mal sechs Wochen. Neun Tage reichen völlig aus, für die „Ausbildung“ und das „IHK-Zertifikat“. Acht Tage hört man zu, am neunten Tag macht man die Prüfung. Zwischendrin noch ein paar „Hausaufgaben“. Dann gibt's das offizielle IHK-Zertifikat. ([Weddingplanner-Ausbildung 2014](#)) Wer bzw. was genau legitimiert eigentlich die IHK? Vielleicht wäre es an der Zeit diese Zwangsgesellschaft der organisierten Scharlatanerie endlich aufzulösen? Es ist doch klar, dass die meisten Menschen von einem IHK-Zertifikat über eine „Ausbildung“ beeindruckt werden und dahinter gewisse Qualitätsstandards vermuten. Pustekuchen!

entspricht ein Tagessatz dann 250,- €. Darin sind aber noch keine Arbeitgeberanteile und -kosten enthalten, keine Raum- und Verwaltungskosten und noch sehr vieles mehr, das zusätzlich zu den Personalkosten anfällt. Wer Selbstständig ist hat zudem ganz andere Risiken zu tragen, enorme zusätzliche Kosten (u.a. für Mobilität, Styling, Netzwerkpflege, Büro) und durchaus nicht den Luxus jeden Werktag bezahlt zu bekommen, also abrechnen zu können. Heiraten ist zudem Saisongeschäft. Ein Tagessatz unter 500,- € ist deshalb unangemessen. Wer weniger abrechnet ist unseriös und/oder inkompetent. Er nimmt ggf. Provisionen von Hotels, Juwelieren, Brautmodengeschäften etc. und verschleiert damit seine Kosten. Das aber ist nicht nur betrügerisch, sondern verzerrt die anliegenden Entscheidungen erheblich. Der vermeintliche Berater in meinem Interesse arbeitet dann nach ganz eigenen Entscheidungskriterien, seiner persönlichen Kasse. Auch wenn das inzwischen selbst bei Ärzten „normal“ geworden ist, gut ist das nicht. Wenn ein „Weddingplanner“ sehr viel Erfahrung hat und ein großes Netzwerk, dann mag es sein, dass er mit schon wenigen Tipps hilfreich wirken kann. Die Organisation eines echten Events, wie ihn sich viele vorstellen, dürfte aber unter zehn Tagen beim besten Willen nicht zu machen sein. Das wären dann schon mindestens 5000,- € nur für den Weddingplanner. Und wer möchte das schon bezahlen? Wer zum Weddingplanner geht bekommt deshalb dasselbe wie im Reisebüro oder in der Systemgastronomie: Standardprozesse und Convenience. Das erfüllt i.d.R. einen durchschnittlichen Qualitätsstandard und bewahrt vor manchem Problem. Das meiste Convenience-Personal hat zwar nur Verachtung übrig, für die „Packse“⁶, egal ob man in Italien ausgenommen wird, oder in der heimatlichen Fußgängerzone. Man sollte das aber nicht persönlich nehmen, mehr als persönliches Problem des Personals. Alles ist irgendwie „OK“. Das meiste ist nicht schlecht. Gut ist sicher nichts. Und wer so leben möchte, der trifft mit dieser Wahl eine gute Entscheidung, na ja, eine die irgendwie „OK“ ist eben, so um die 80 %. Wer nicht so leben und lieben und heiraten möchte, wer also „leben(dig sein)“ möchte, der muss etwas anders machen.

Ich habe keine Kenntnis darüber, wie viel Patrick Harverson, der Spindocter der Windsors, und sein Team für die Inszenierung der fürstlichen Hochzeit von Kate und William in Rechnung gestellt haben. Ich vermute jedoch, dass es sich um keinen sechsstelligen Eurobetrag mehr gehandelt haben dürfte, was im Gesamtbudget trotzdem kaum zu Buche geschlagen haben wird. Hier werden die unterschiedlichen Dimensionen deutlich. Es gibt eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem Wunsch „kleiner Mädchen“ und „Jungs“ sich eine „Traumhochzeit“ zu inszenieren und der Bereitschaft die dafür anfallenden Kosten aufbringen zu wollen. Der Unterschied besteht vor allem darin, dass es für die Windsors um keinen schönen Traum geht, sondern um ihr (Kern-)Geschäft. Ihr einziger Daseinszweck als Königsfamilie besteht darin, dem

⁶ Interner Begriff für die Kunden im Massentourismus, wie mir mehrere Reiseleiter erläuterten. Wird ausschließlich im Plural verwendet. Es heißt also auch: „Man, siehst du diese fette Packse dahinten, wie die ihr Handtuch noch vorm dem Frühstück über dem Liegestuhl ausbreitet?“

Volk eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die das glorreiche Großbritanniens erst erzeugt. Dazu gehört auch die Inszenierung der Liebe und Schönheit und Erhabenheit, die weltweit wirbt für diese Kulturform und für Touristen. Ob diese Inszenierung rein illusionär ist, spielt dabei keine besondere Rolle. Aus welchem Grund sollte das Ganze mehr Substanz aufweisen müssen als Disneyland? Eine Königsfamilie und ihr Leben *ist* Theater, wie das Christkind und der Weihnachtsmann, ob sie nun selber daran glauben oder nicht, und es wäre übertrieben, mehr als eine eindrucksvolle Inszenierung einzufordern. Die meisten Menschen können ohne diese Geschichten nicht „gut“ leben. Es bietet ihnen einfache Orientierung. Ihr Bedürfnis wird zu erfüllen versucht. Für die Windsors ist diese Neuinszenierung des Traumpaares deshalb existenziell. Versagen sie in ihrer Rolle, verlieren sie ihre Daseinsberechtigung als Königsfamilie. Das war über Jahrzehnte gründlich schiefgegangen. Ohne die Beständigkeit von Lieschen Windsor in ihrer Rolle als Königin, wäre eine schnelle Abschaffung dieser ganzen Inszenierung vermutlich längst vollzogen worden. Doch das nähme vielen die Hoffnung und die Illusion für etwas Höheres in der Welt, für etwas, das sich zu idolisieren eignet, für die eigene Hochzeitsinszenierung und ihr romantisches Liebesglück. Sie brauchen diese kitschigen Bilder als Geschichte zur eigenen Orientierung. Das jedenfalls glauben viele, wie der allg. Hype (allein um das Brautkleid)⁷ verdeutlicht.

Doch das bedeutet, dass der Versuch einer Kopie solcher Formen von Traumphochzeit, wie sie sich „kleine Mädchen“ erträumen, gründlich schief geht. Wer sich eine Kopie des Brautkleids der guten Kate kauft, wie es für so viele der innigste Wunsch ist, wird nicht zur Prinzessin, sondern macht sich zum Horst. Die Idee, eine Traumphochzeit kopieren zu wollen, ist ein sehr skurriles Missverständnis. *Erstens* können das normale Menschen nicht finanzieren, auch nicht im kleinen Rahmen. *Zweitens* lässt sich eine Prinzessinnenhochzeit nicht einfach verkleinern. Die Geschichte stimmt dann nicht mehr. Und, *drittens*, stimmt sie ohnehin nicht. Denn sie ist nicht mehr als eine Kindergeschichte, eine, die „kleinen Mädchen“ helfen soll schön träumen zu können und ihre Kindheit durchzustehen. Solche Geschichten sind aber rein illusionär. Und selbst, wenn sich solche Geschichten verwirklichen ließen, wären sie nichts als die reine Hölle. Wer ist denn so weltentrückt, dass er nicht erkennen kann, wie gruselig das Leben eines Menschen ist, der in permanentem Inszenierungszwang steckt, und wie gänzlich sinnlos eine solche Wirklichkeit in Wirklichkeit ist? Solche Träume verwandeln sich in Albträume, wenn sie gelebt werden sollen. Das, was Menschen wirklich (er-)leben sollten, weil es wirklich wundervoll ist, bedarf keiner übernatürlichen Wunder. Es lässt sich zudem erst dann (er-)leben, wenn die Beteiligten erwachsen geworden sind, wenn sie reif dafür sind, das hinter den Illusionen liegende wahrnehmen und schätzen zu können. Das wirklich Wundervolle hat nichts mit Märchen, Magie oder Esoterik zu tun, es ist immer schon da – nur unbeobachtet, falschgenommen und verschmäht. Das Gegenstück zur Illusion ist nicht der Nihilismus, sondern die Be-Sinnung, im doppel-

⁷ Alleine der explizite Eintrag bei Wikipedia und die Diskussion darüber sprechen Bände. ([Brautkleid 2014](#))

ten Sinne, d.h. erstens die Erinnerung daran und Konzentration darauf, worum es im Kern geht, und zweitens die bewusste Sinngebung, also das Finden von Antworten auf die Frage nach dem Sinn der Ehe und des dazugehörigen Rituals für die jeweiligen Brautleute. Und genau daran scheint es besonders zu hapern. Regelmäßig. Bei allem Streben nach Perfektion wird nicht nur vergessen, dass sich etwas Wertvolles mit 20 % Einsatz nicht verwirklichen lässt, sondern vor allem, dass das Wesentliche nicht nebensächlich ist. Wesentlich ist die Geschichte, die den Sinn verwirklicht.

4 Die Geschichte

Zuerst der Klassiker. Sie himmelt ihn an. Er gibt den Helden. Heiratsantrag in Paris. Er kniend vor ihr. Das eine Mal. Sie erhöht, als Königin. Im Luxusrestaurant. Sein Job: Reise planen, Überraschung inszenieren, Verlobungsring zücken, Rechnung bezahlen. Ihr Job: „Ja, ich will!“ Sie haucht, küsst und vergießt eine Träne. Dann die Hochzeit, eine Ode an sie. Sie wird zur Prinzessin, bewundert und gefeiert. Für ihre Anmut. Und für die Er-gatte-rung des Helden. Das reicht. Mehr braucht Mann nicht. Na ja, später kommen die profaneren Aufgaben: Kinder, Küche, Kosmetik. Zwei Menschen unter einem Dach in getrennten Wirklichkeiten. Sie in der Kinder-Kümmer-Welt. Da gibt's eine Menge zu tun. Auch viel Sinnstiftendes, Verantwortung und Zuneigung. Eine „ganz schöne“ Aufgabe. Und dennoch: Freundinnen mit und ohne Kindern finden keinen Bezugspunkt mehr. Sie werden sich fremd. Er ihr auch. Er ist in seiner Welt, baut die Heldenummer aus. Karriere, Machterwerb, Durchbeißen, Ruhm, Geld, schnelles Auto, Patek Philippe. Eben so richtig einer, der bewundert werden kann. Aber sie versteht ihn nicht mehr. Seine Sekretärin schon. Er versteht sie ohnehin nicht. Der Nachbar schon. Also nehmen die Dinge ihren Lauf. Krise, Chaos, Scheidung. Wenn sie Glück haben. Sonst bleibt das Desaster als Dauergeschichte, als permanente Katastrophe. Dann macht er einen auf Midlifecrisis. Die dasselbe in grün. Alles steht dann in Frage: War das wirklich schon die Geschichte meines Lebens? Wer hinsieht verzweifelt, weil plötzlich alles als radikale Lebenslüge ersichtlich wird. Weil sich alles leer anfühlt, ohne jeden Sinn, als reine Illusion, den abgründigen Nihilismus offenbarend. Die Kinder pubertär, haben „Null Bock“, erkennen keinen Sinn, sehen keine Perspektive, finden alles „Scheiße“, vor allem die eigenen Eltern. Diese Eltern erkennen die Diskrepanz, zwischen sich und ihren Träumen, die sie hatten, damals, den idealistischen, in denen sie noch mehr wollten als diese lachhafte Heldenummer und materiellen Wohlstand, mehr als dieses ganze „Gepose“ und die permanenten Verkaufsgespräche der eigenen „Person“, mehr als diese adrette Hülle, die sie, im Kern, überhaupt nie richtig kennengelernt haben. Einsamkeit in Zweisamkeit. Sie erinnern sich, wie sie, damals selbst noch Pubertierende, voller Abfälligkeit und Unverständnis auf die Verirrungen der Älteren sahen, und sind jetzt doch genau denselben Weg gegangen. Sie wollten etwas wirklich Sinnvolles tun. Sie wollten ein bereicherndes Leben führen, für sich und andere, auf das sie dereinst auf dem Sterbe-

bett zufrieden und erfüllt zurückblicken können würden. Sie wollten eine echte Beziehung führen, eine, die den Anderen ernst nimmt und wertschätzt und voller Liebe ist. Aber daraus ist nichts geworden. Die meisten schaffen es irgendwie und machen weiter. Aber sie resignieren, geben auf, ernüchtern. Sie sehen sich, als eine Art Beobachter, aber sie spüren sich nicht, nicht mehr. Und auch die anderen nicht. Sie machen einfach weiter, weil die restlose Desillusionierung zu „teuer“ wäre, zu schrecklich, nicht auszuhalten. Sie werden „Realisten“, die sehen was „ist“ und was auch nicht zu ändern ist. Das ist eben so! „Man“ *muss* das machen! Die Beziehung mit den Kindern wird auch immer schwieriger. Sie verhalten sich so merkwürdig, was „man“ nicht verstehen kann. Auch sie kennt „man“ nicht. Warum die so geworden sind? Was weiß „man“ schon!? Und dann stirbt „man“. In klinischer Atmosphäre. Wird schnell entsorgt, um niemanden zu belasten. Dann kommen nochmal die Verwandten und bringen einen zum Loch. Rein damit. Blumen drauf. Nochmal Tränen. Fertig! So geht der Klassiker. Jeder entwickelt seine ganz individuelle Variante, in den Nuancen. Dabei gibt es durchaus die ein oder andere besondere Zeit, in der Leben wirklich entsteht, für die sich vieles lohnt. Aber die meisten belassen es dabei, sind in diesem Punkt äußerst bescheiden. Der Klassiker ist doch gut, oder? Nein, das ist er nicht! Er ist unerträglich. Er ist die Kapitulation vor dem Leben, die Negation des Lebendigen. Der Klassiker ist keine „gute“ Geschichte.

Das Problem des Klassikers besteht aber nicht in der Rollenverteilung. Auch eine traditionelle Rollenverteilung, *kann* durchaus *eine* der „guten“ Möglichkeiten darstellen, wobei unerheblich ist, welche der Rollen von welchem Partner übernommen wird bzw. welches Geschlecht den Partnern jeweils zugeschrieben wird. Eine der wichtigeren Fragen ist, ob die Partner eine gemeinsame Wirklichkeit für sich finden können, zumindest in einem Bereich, der auch eine hohe Bedeutsamkeit für sie bekommt. Auch ohne einen essenziellen Kern von Gemeinsamkeit mag es funktionsfähige, stabile Kooperationen geben, sogar als (Zweck-)Ehe, aber keine Form von Beziehung. Damit wiederum mögen viele praktisch durch ihr Leben kommen, Leben(digkeit) ist das allerdings nicht. Wer diese Unterscheidung nicht hinreichend versteht, erkennt die existenzielle Bedingtheit des Sozialwesens Mensch nicht, seine Bedingtheit von echten Beziehungen, die konstitutiv für sein Lebendigkeit sind. Die Vorherrschaft hochreduktionistischer, mechanistischer Weltbilder, wie sie vor allem aus dem szientistisch-positivistischen Wissenschaftsparadigma kommen, haben das diesbzgl. Denken stark geprägt und auf diese Weise elementare Erkenntnismöglichkeiten aus dem Denkbaren entfernt, auch gesellschaftlich. Wissenschaft mutiert dann im orthodoxen Übereifer zur Esoterik, verhindert begründungsfähige Erkenntnis, statt sie zu fördern. Den romantischen „Hochzeitsfirlefanz“ kann man sich dann auch sparen, der dann doch nichts als Theater ist, und sich auf vertragliche Regelungen konzentrieren, welche Aufgaben zukünftig gegenseitig outgesourct werden sollen. Echte Beziehungen erfordern gemeinsame Wirklichkeit, die Bedeutsamkeit entfalten und sinnstiftend wirken. Entwickeln sich Wirklichkeiten unterschiedlich, braucht es entweder etwas anderes Gemeinsames, oder die Beziehung geht verloren. So singt auch Degenhardt von den

Freunden, die sich nichts mehr zu sagen haben, weil sie nicht einmal ihre eigene Geschichte finden, die zu der des anderen schon gar nicht mehr passt, sodass er spöttisch bezweifelt, „daß ihr noch etwas findet, das euch verbindet“⁸. Der Verweis auf frühere Zeiten ist dann wenig hilfreich. Es ist bereits zu spät. Was war ist vergangen. Wie viele vermeintliche Eltern-Kind-Beziehungen werden zu bloßem Schauspiel? Die Verwandtschaftsgeschichte („Blut ist dicker als Wasser!“) und die von gemeinsamer Vergangenheit taugen nur sehr begrenzt für die Gegenwart. Deshalb ist es für viele so wichtig gemeinsame Wirklichkeiten zu fixieren, gerade auch mit den eigenen Kindern. Entwicklung ist schwierig. Der Ausgang stets ungewiss. Also besser alles fixieren, am besten im Gitterbettchen, wo die Kleinen einen doch so doll lieb gehabt haben (mussten). Besonders gut ist diese Idee allerdings nicht, schon gar nicht bei seinen Kindern oder seinem Partner. Wer lebendig ist, der entwickelt sich. Weil der Begriff der Lebendigkeit notwendig den der Entwicklung enthält, der Triebkraft zur Veränderung. Deshalb ist es wichtig Entwicklung zu fördern, sofern Entwicklung im Sinne von Persönlichkeitsentwicklung gemeint ist, d.h. Bildung, nicht hingegen Entwicklung im Sinne des jeweiligen Zeitgeistes, dem „man“ angeblich zu folgen habe, ganz unabhängig davon inwieweit dieser als sinnvoll betrachtet werden kann. Wer Beziehungen lebendig halten möchte, darf diese nicht fixieren, sondern muss sich, ganz im Gegenteil, auf eine gemeinsame Entwicklung einlassen, muss diese Beziehungen „leben“. Es geht dabei also gerade nicht um innere Konformität oder Symbiose oder die „kleine, heile Welt“ des Spießbürgers, sondern zumindest um die Erfüllung einer notwendigen Bedingung für Beziehung. Es geht darum, eine gemeinsame, bedeutsame Wirklichkeit zu „leben“, in der Verständigung überhaupt möglich wird und möglich bleibt. Wer sich entfremdet, d.h. seine gemeinsame Wirklichkeit verliert, der versteht sich nicht mehr. Dann ist alles zu spät, nichts mehr möglich. Gerade deshalb ist die gemeinsame Geschichte so wichtig. Gerade deshalb ist es so wichtig zu verstehen wie eine gute Geschichte entsteht bzw. wie sie inszeniert und (weiter) entwickelt werden kann.

Wenn sich bspw. beide Partner in ihrer Arbeit sinnhaft verwirklichen und einen wesentlichen Bereich ihrer Lebenswelt teilen können, dann *kann* das eine gute Voraussetzung für eine gelingende Beziehung sein. Wenn darin aber kein Platz für Kinder ist, dann wäre es besser keine zu „haben“. Es gibt in den diesbzgl. Diskursen äußerst abenteuerliche Vorstellungen darüber wie dann mit Kindern zu verfahren sei, als ob sie lediglich Instrument der Knechtschaft der Frau seien und ihnen deshalb, einmal da, feindschaftlich gegenüber getreten werden müsste, sie zur Neben-Sache zu mutieren hätten. Am besten werden sie abgegeben, an eine Einrichtung, zur Stählung der

⁸ „[...] sucht eure wahre Geschichte beim anderen im Gesicht, und ihr find't sie nicht.
Glaubst du denn, hoffst du denn, wahnst du denn und meinst du denn,
daß ihr noch etwas findet, das euch verbindet [...]“

Der glaubt an guten Ruf, Geist und an Geld, und dir kann dir Welt.
Merkt du nicht, fühlst du nicht, siehst du nicht und riechst du nicht,
daß das ja nicht mehr klappt, daß ihr euch nichts mehr zu sagen habt [...]“ (Degenhardt 2006)

„Disziplin“, „im Namen des Herrn“, zur Stärkung des „Volkswillens“, oder zu sonstiger Eliteförderung. Weil persönliche Beziehungen und individuelle Entwicklung nur stören. Insofern ist die kollektive Begeisterung für die Ganztagschule, mit der Begründung, die Eltern seien sämtlich(!)⁹ nicht dazu in der Lage ihre Kinder zu erziehen und zu bekochen und ließen sie deshalb besser von Lehrern betreuen und von Schulkantinen versorgen (*Lehrern! Schulkantinen!*), eine mich schwer irritierende Horrorvorstellung.¹⁰ Das ist, wie so oft, nur eine andere extremistische Pervertierung, die das Problem und seine komplexen Verflechtungen lieber leugnet, statt es anzugehen. Niemand in unserem Kulturkreis vertritt heute noch die Überzeugung, dass die Beziehung zu den Kindern allein die Sache eines Partners sei, gar der Frau, ohne sich lächerlich zu machen. Doch das Ideal der gleichgewichtigen Teilung ist i.d.R. äußerst schwer zu verwirklichen. Es ist auch nicht notwendigerweise, in jedem konkreten Fall, die beste Form. Es kann also durchaus eine sinnvolle Aufgabenverteilung in einer Beziehung geben, bei der einer sich *mehr* (nicht alleine!)¹¹ um die Kinder bzw. das „Haus“ kümmert, als der andere. Hauptsache es ist jemand für die Kinder da, jemand, dem sie wirklich wichtig sind, der dafür genügend Ressourcen und Fähigkeiten verfügbar hat. Denn das ist, wie gesagt, eine „ganz schöne“ Aufgabe. Was von außen als kleinbürgerliche Spießeridylle wirken kann, kann ggf. durchaus vital und glücklich sein. Das Problem ist nicht diese Familienstruktur an sich. Jemand der als Bügler arbeitet, als Friseur, als Supermarktkassierer oder als Konditor, der sich ansonsten um seine Kin-

⁹ Es ist wichtig bei diesem Argument zu sehen, dass dies nicht etwa in Bezug auf wenige extreme Einzelfälle diskutiert, sondern als Massenphänomen angesehen wird. Gerade auch im Zusammenhang mit der Verkürzung der Schulzeit auf max. zwölf Jahre (G8) geht eine Umstellung des Schülerlebens auf einen „Ganztagsjob“ einher. Das wird von fast allen „Experten“ begrüßt und nur äußerst selten in Frage gestellt. Wie radikal eine solche Veränderung der Lebenswelt von Kindern ist resp. wie extrem das ihre Sozialisation prägt wird von den meisten anscheinend überhaupt nicht begriffen, oder jedenfalls nicht diskutiert. Vielleicht haben hier einige Michael Endes Kinderhortkonzept in Momo als Anleitung missverstanden? Mich wundert ganz erheblich wie wenig das kritisiert wird, gerade auch im Gegensatz zu G8, das durchaus Protest hervorgerufen hat. Dies verbunden mit den radikalen Entbildungsprogrammen der Bolognareform (Bachelor, Master, PhD-*Studium*) scheint mir in seiner katastrophalen Wirkung überhaupt nicht verstanden zu werden, plädieren die Bolognakritiker doch i.d.R. für eine Rückkehr zum alten System oder eine am klassischen Bildungsideal orientierte Ausrichtung, was (beides!) auch nicht besser ist und zeigt wie wenig auch viele der Kritiker von echter Bildung verstehen.

¹⁰ Gott sei Dank war meine Jugend so vollkommen befreit! Denn wenn eines großartig war, in dieser Zeit, dann, dass die Schulqual irgendwann ein Ende hatte, ich endlich nach Hause durfte, mir meine eigenen Köstlichkeiten kochen konnte und sehr viel Zeit hatte für echte Muße und kreative Projekte. Die Vorstellung nur noch in der Schule sein zu müssen, ist eine, die mich immer noch erschauern lässt, mir körperliche Schmerzen bereitet. Daran hätte auch keine Schule etwas geändert die besser gewesen wäre. Wie soll man ohne Muße zu sich kommen, sich und seine Innerlichkeit entwickeln, gerade in der Jugend? Kann das keiner sehen?

¹¹ Was ich sagen möchte ist, dass es gute Gründe für die These gibt, dass mehr als eine sichere Bindungsperson hilfreich ist. Wenn es zwei Eltern gibt, dann sollten sie auch wirklich „da“ sein – soweit sich das irgendwie machen lässt. Ich möchte auf keinen Fall dahingehend verstanden werden, dass ich behaupte Kinder würden unbedingt einen Vater und eine Mutter benötigen, womöglich auch noch die genetischen oder biologischen (was zunehmend nicht mehr dasselbe ist). Solche biologistischen Fehlschlüsse weise ich ausdrücklich zurück! Kinder brauchen in den ersten Jahren vor allem sichere, liebevolle Bindungen. Danach brauchen sie vor allem eine Öffnung für die Vielfalt der Welt. Dafür lediglich auf zwei äußerst schlichte Konstruktionen von Geschlechterstereotypen zu verweisen ist unheimlich armselig. Wer ohne eine solch starre „Brille“ aufwächst hat vermutlich deutlich bessere Chancen in seinem Leben. Nicht weil er einen Mangel hat, sondern weil er einen Mangel nicht hat.

der kümmert (oder auch keine hat) und seinen Partner, seinen Garten pflegt (oder Balkon, oder Kaktus), ab und an ein paar Biere trinkt, im Kleingartenverein ist und ansonsten eher bescheiden bleibt, *kann* ein äußerst glückliches, erfülltes Leben führen.¹² Das *kann* so sein, ist aber aus diesen Daten nicht abzuleiten. Sehr häufig kommt das sicher nicht vor. Vermutlich aber nicht weniger häufig, als bei dem, der „das große Ding“ macht.

5 Wie die Geschichte endlich „gut“ wird

Es geht mithin nicht primär um von außen leicht ersichtliche „Fakten“. Es geht ganz wesentlich um die Qualität der Geschichten, wie wert-voll sie sind, d.h. wie „gut“. Es geht um die Fähigkeit zu wertvollen Geschichten. Dazu ist es zunächst erforderlich zu verstehen, wann eine Geschichte überhaupt als eine gute Geschichte wahrgenommen werden kann. Insbesondere darin scheint mir eine wesentliche und häufige Erkenntnislücke zu bestehen, die zu schließen ganz erhebliches Potenzial zu entbergen vermag, viel mehr, als das der erste Anschein für viele erahnen lassen wird. Denn wie die Geschichten bei Hochzeiten zeigen wird eine ganze Menge Geld ausgegeben, ohne doch nennenswerte Werte zu erzeugen, gleichzeitig aber enorme Werte vernichtet, die fast ohne Aufwand zu erzeugen wären. Dafür braucht es nicht viel Geld, oder besondere Fähigkeiten, lediglich ein wenig Zeit, um einmal darüber nachzudenken. Nachdenken kann enorm wertvoll sein.

Wann nehmen wir etwas als wertvoll wahr, wann hat etwas einen Wert? Die einfachste Antwort wäre zu sagen: „Na, wenn es einen Wert *hat!*“ Der Wert ist dann irgendwie in der Sache, gehört zum Objekt, ist objektiv gegeben, womit gemeint ist, dass der Wert unabhängig vom Subjekt bzw. dessen Wahrnehmung sei und nur noch korrekt wahrgenommen werden müsste. Das aber lässt sich auch umgekehrt behaupten. Der Wert könnte als ausschließlich subjektabhängig verstanden werden, weil der Wert ohne die Wahrnehmung durch ein Subjekt keine sinnvolle Vorstellung ergibt. Oder ist es denkbar, dass es einen Wert ohne den Wert *für* ein Subjekt geben kann? Wer das etwas reflektiert, dem wird schnell klar, dass sich der Wert erst durch das Zusammenspiel aus Objekt und Subjekt ergibt, jedenfalls sofern der Wert nicht vollständig beliebig durch das Subjekt zuschreibbar ist bzw. vollständig durch das Objekt determiniert wird. Was dort allerdings passiert ist gar nicht so uninteressant, denn wer das besser versteht, hat eine erstaunlich wirksame Handhabe äußerst wertvolles zu erzeugen, ohne dafür zum Alchemisten mutieren zu müssen. In der Regel wird dann verlangt, dem ganzen einen Preis zu geben, mit dem der Wert exakt bestimmbar ist, zwar vom Subjekt, aber doch objektiv, denn ein Preis ist quantitativ, in Geldeinheiten, was für viele schon ausreicht, um als objektiv zu gelten. Und da beim Markt Angebot und

¹² Eine eindrückliche Veranschaulichung bietet der Beitrag: „Das ist die Liebe zur Wäsche – Von Menschen, die nicht aufhören wollen zu arbeiten.“ ([Loosen 2008](#))

Nachfrage zusammenkommen, kommen scheinbar auch Subjekt und Objekt zusammen. Aber wieviel taugt der Preis letztlich um die Frage nach dem Wert(vollen) verstehen zu können?

Über die Wertfrage gibt es unzählige Diskurse, äußerst komplizierte sogar. Darauf näher einzugehen ist an dieser Stelle allerdings wenig zielführend. Für das bessere Verständnis von Wert ist es nicht entscheidend den Diskurs detailliert zu kennen. Und einen Preis zu ermitteln ist ebenso unnötig. Im Gegenteil verschleiern diese Überlegungen meist mehr, als sie erklären, jedenfalls dann, wenn man sich nicht sehr spezialisiert damit beschäftigen möchte, sondern im Kern mit dem was Wert eigentlich meinen könnte, wie Wert entsteht und was dies zur Folge hat, ganz konkret, für die eigenen Geschichten. Dazu reichen ein paar eher einfache Überlegungen.

5.1 Wert und Subjekt: Mode, Geld und Wahr-Nehmung

Nehmen wir eine Brille mit +10 Dioptrien. Welchen Wert hat diese für einen Kurzsichtigen wie mich? Normalerweise überhaupt keinen, denn sie machte alles noch schlimmer. Das gilt in ähnlicher Weise für Unzähliges. Arabische Bücher? Wertlos für mich, kann ich diese Schrift doch nicht lesen. Ein Auto? Verfüge ich doch weder über einen Führerschein noch über adäquate Fahrkenntnisse, also: vollkommen wertlos, für mich! Im Gegenteil! Ich hätte sogar noch Kosten, also Wertverlust und müsste mich darum kümmern. Solange sich diese Dinge in meinem Besitz befinden, sind sie völlig wertlos. Sie können erst dann wertvoll werden, wenn sie in den Besitz eines anderen übergehen, bei dem sie Wert entfalten können. Das zeigt, dass die Idee, eine Sache hätte einen Wert an sich, nicht schlüssig ist. Ohne ein wahrnehmendes Subjekt scheint es auch keinen Wert zu geben. Der Begriff macht dann keinen rechten Sinn. Insofern ist das Sprechen (und Denken) von einem Wert des Objekts an sich unzutreffend. Eine Sache kann nur einen Wert *für* jemanden bekommen, ihn für ein Lebewesen entfalten.

Dieser Gedanke lässt sich noch zuspitzen: Inwieweit ist die Entfaltung des Werts von meiner Wahrnehmung abhängig bzw. von der anderer? Das ist eine sehr weitgehende und alles andere als harmlose Frage. Denn sie impliziert, dass der Wert *als* ein subjektiver Akt entsteht, als eine Bewertung, als eine Zuschreibung. Verwirklicht sich der Wert mithin *durch* die Zuschreibung des Werts? Noch zugespitzter gefragt: Kann diese Wertezuschreibung, die eine Werterzeugung wäre, beliebig erfolgen, als reiner Willensakt, oder gibt es doch zumindest Spielräume für das Subjekt?

Eine Mode, um ein Beispiel zu machen, entsteht dadurch, dass wir sie behaupten und dann glauben: „Diese Hosenform ist jetzt der letzte Schrei. Das musst du einfach haben!“ Glauben wir nicht mehr an sie, gibt es sie nicht mehr: „Das ist doch so etwas von letzte Saison!“ Sie ist aber nicht rein illusionär, denn sie wirkt, ist also wirklich. Sie ist auch kein Placebo, denn wer nicht an sie glaubt, wird schmerzlich erfahren, welche Geltung sie hat. In jeder Peer Group gelten strenge Modevorschriften, auch unter

Punks, Ökos oder Intellektuellen. Es gibt, wie gesagt, keine Nicht-Inszenierung oder -Kommunikation. Ähnlich wie mit der Mode verhält es sich mit Geld. Wenn Sparrer nicht mehr daran glauben, dass eine Bank ihnen jederzeit ihre Spareinlagen auszahlen würde, dann werden sie ihr Geld abheben, was dazu führt, dass diese Bank mehr Geld ausbezahlen muss als sie hat, was in der Folge zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung führt, nach der die Bank pleitegeht und die Spareinlagen nicht zurückbezahlen kann. Das kann leicht zu einer Kettenreaktion führen, sodass alle Banken Konkurs gehen und auch die Sicherungsfonds nicht mehr greifen können. Mit Geld ist es allerdings noch drastischer. In dem Moment, in dem der Glaube daran verloren geht, dass etwas Geld „ist“, ist es kein Geld mehr. Geld kann also nicht nur hyperinflationieren, sondern durch eine einzige Information vernichtet werden. Die Information kann vollkommen falsch sein, nichts als ein Gerücht. Sie verwirklicht sich aber u.U. selbst. Diese Zusammenhänge werden oft nicht ernst genommen. Sie werden als „Psychologie“ oder „Soziologie“ gering geschätzt. Als ob Psychologie, Soziologie, Philosophie etc. keine echten Wissenschaften wären (weshalb sie im uns dominierenden angelsächsischen Sprachraum auch nicht unter den Begriff science fallen!) und dort nur sinnlos geredet würde. Es geht aber nicht um etwas irgendwie Magisches, sondern um wirkliche Erkenntnis, es geht um Wirklichkeit, aus der es kein Entkommen gibt. Politik und Industrie haben das oft sehr gut verstanden. Ihre Aussagen sind i.d.R. keine Zustandsbeschreibungen, sondern ausgeklügelte Inszenierungen, um Wirklichkeit zu erzeugen. Sie erzählen etwas nicht deshalb, weil sie daran glauben, sondern weil sie hoffen damit etwas zu verwirklichen. Wie bei der Mode. (Was der Grund dafür sein mag, derzeit diese äußerst abenteuerlichen Geschichten über die sog. Generation Y zu erzählen.) Deshalb sind die Renten sicher, die Spareinlagen und der Euro. Etwas anderes zu äußern wäre verheerend. Deshalb auch sind Unterscheidungen in Wir- und Sie-Gruppen (von u.a. G. W. Bush, Roland Koch, Thilo Sarrazin, Pegida, CSU, Katholische Kirche, Pol Pot) immer bereits Gewaltakte, deren nicht selten katastrophale Wirkung bewusst inszeniert wird (Carl Schmitt lässt grüßen). Interessanterweise scheinen allerdings auch viele zu glauben, dass sich z.B. Atommüll auf diese Weise ungefährlich reden ließe, wie eine Geistheilerin bei einem Verrunkel. Das aber ist ein grober Kategorienfehler und reine Esoterik.

Eine andere Form der Wirklichkeitserzeugung lässt sich gut am Beispiel des Schmeckens verstehen. Wer etwas gedankenlos zu sich nimmt, sei es auch etwas potenziell noch so Köstliches, der „hat“ keinen „guten Geschmack“, nimmt diesen nicht „wahr“, wodurch es ihn auch nicht „gibt“. In der Mensa oder Ganztagschulkantine ist das (umgekehrt) eine ggf. gute Möglichkeit. Doch wäre es nicht überzeugender solche Einrichtungen weitgehend zu meiden? Der massenhafte Besuch von Kantinen zeigt, wie wenig meist beim Schmecken wahrgenommen wird. Immer wieder wird sogar behauptet, dass „ein warmes Mittagessen“ in der Schule eine wichtige Wohltat und hilfreich für die Gesundheit sei. Es lassen sich zwar durchaus Kantinen finden, deren Erzeugnisse nicht gesundheitsgefährdend sind, aber potenziell Wohlschmeckendes bildet die (erfreuliche) Ausnahme. Das gilt ähnlich auch für die meisten Restaurants, die ver-

mutlich nur deshalb existieren können, weil geschmacklich meist nicht viel wahrgenommen wird. Das Preis-Wert-Verhältnis ist regelmäßig „unter aller Kanone“. Dabei leben wir in einer Zeit, in der so gut gegessen werden kann wie noch nie. Die Vielfalt ist atemberaubend, es gibt erstklassige Qualität zu vertretbaren Preisen und unsere Erkenntnisse über Zubereitungen und Geschmack sind enorm. Trotzdem spielt guter Geschmack kaum eine Rolle. Wie es scheint verliert gutes Essen mit zunehmendem Wohlstand an Bedeutung. Eine naheliegende Erklärung besteht darin, dass wir zu sehr abgelenkt sind. In einer Welt unbegrenzt verfügbarer Möglichkeiten wird Essen relativ unbedeutend. Wer erst ein und dann zehn Autos besitzt, verbringt deutlich weniger Zeit mit jedem einzelnen Auto als zuvor, kann ihm auch nicht mehr dieselbe Bedeutung zumessen. Es lassen sich nicht zwei Autos parallel fahren. Und so ist auch die Aufnahme von Speisen begrenzt. Der ökonomischste Ansatz läge deshalb darin den Geschmack pro Speise zu erhöhen. Dafür wäre nicht sonderlich viel vonnöten. Doch gerade dieser naheliegende Schluss wird regelmäßig überhaupt nicht verstanden. Stattdessen herrscht die Idee vor, es sei ökonomisch den Calm und zu machen, den „Super Size Me“¹³, immer noch mehr zu essen, oder schneller und die gewonnene Zeit mit etwas anderem zu füllen. Das aber sind Fehlschlüsse. Das ist nicht „gut“, sondern krank. Es ist eine alles andere als harmlose Krankheit, die schweres Leiden erzeugt und gegen die der Kranke Hilfe braucht. Wer den Nutzen steigern möchte, also den Wert, der hat die effizienteste Möglichkeit damit, dass er seine Wahrnehmung verbessert. Ganz schlicht! Zudem sehr effektiv. Auch hier ist die 80-20-Regel falsch. Denn 20 %-Geschmack ist reine (Lebens-)Verschwendung. Der Unterschied zwischen einem mittelmäßigen Geschmackserlebnis und einem atemberaubenden ist gerade der wesentliche Unterschied, auf den es ankommt. Dabei geht es mir ausdrücklich nicht um ein Plädoyer für Kaviar und Gänsestopfleber! Es geht mir um die Wahrnehmung, in der Geschmack erzeugt wird. Das Verspeisen eines simplen Kartoffelpürees, einer gebratenen Aubergine, von Spaghetti mit Tomatensauce, eines Stück richtigen Käses, einer getrockneten Aprikose, oder der Genuss eines echten, dickflüssigen, kräftigen Espressos kann ein unfassbares Geschmackserleben sein. Diese Dinge in herausragender Qualität herzustellen, sodass wundervolle Geschmackserlebnisse möglich werden, ist kein großes Problem. Das Problem ist bei den meisten die unzureichende Wahrnehmung. In der Wahrnehmung liegt ein enormes Potenzial, um Wert zu erzeugen!

Das stellt keinen Widerspruch zur herrschenden Ökonomielehre dar, etwa den gossenschen Gesetzen, sondern ist deren (konsequente(re)) Anwendung. Während aber leicht zu beobachten ist, dass sich eine merkwürdige Orthodoxie in der Ökonomie entwickelt hat, die den homo oeconomicus, der ohnehin als Kopie eines Psychopathen

¹³ Der Film (Spurlock 2004) mag manipulativ sein, oder auch nicht. Auf jeden Fall wird deutlich wie überzeugend enorm viele US-Amerikaner (und nicht nur die) es finden ihr Leben wertvoll zu machen, indem Sie Unmengen an extrem schlechtem Essen in sich hineinstopfen. Offensichtlich verstehen sie den Zusammenhang von Wert und Wahrnehmung überhaupt nicht.

eine lächerliche Modellannahme für ökonomische Theoriebildung darstellt, nicht einmal seinen Nutzen maximieren soll, wie ursprünglich vorgesehen, sondern bis zum Umfallen (ver-)konsumieren muss, obwohl dies doch gerade nicht mit erheblichem Konsum zu erreichen ist. Nur die falsche Illusion würde ihn dazu veranlassen können. Doch ist er, der homo oeconomicus, per definitionem allwissend und deshalb auch frei von solchen Illusionen. Der homo oeconomicus würde logischerweise nur so viel Erwerbsarbeit betreiben, wie sie seinen Nutzen steigern könnte, also relativ wenig und sich auf den größtmöglichen (Grenz-)Nutzen konzentrieren, d.h. sehr günstige, sehr gute Speisen intensiv wahrnehmen und sich erfreuliche Geschichten ausdenken. Wie aber kommt es, dass sogar „normale“, also deutlich klügere Menschen (die eine ganz erheblich komplexere Wirklichkeit begreifen und gestalten können, als sie mit der radikal naiven Vorstellung einer irgendwie berechenbaren Welt möglich ist, in der es dann um Grenznutzenkalkulationen geht) sich derart unökonomisch verhalten und kaum Wert auf die Realisierung von Wahrnehmungspotenzialen legen (und stattdessen lauter umständliche, oft weitgehend wertlose Geschichten „erzählen“)?

Was regelmäßig fehlt, um das enorme Wertschöpfungspotenzial der Wahrnehmungsfähigkeit realisieren zu können, sind insbesondere die Konzentrations- und die Unterscheidungsfähigkeit. Intensive Geschmackswahrnehmung erfordert eine ungeheure Konzentration. Diese ist aber eine immer schwerer zu erreichende Herausforderung. Das liegt an der steigenden Komplexität der Lebensbewältigung, wie bei den zehn Autos. Selbst beim Essen schaffen es Menschen parallel enorme Leistungen zu verbringen, was interessant zu beobachten ist, so nebenbei. Die Aufmerksamkeitsspanne liegt oft bei nur wenigen Sekunden. Das wird auch bei Kommunikation(sversuchen) deutlich. Hat ein Satz mehr als zehn Wörter, verlieren die Augen der Zuhörer nicht selten bereits ihren Fokus. Am auffälligsten ist das derzeit bei der Smartphonebenutzung. Dabei halte ich die kulturpessimistischen Chöre der pauschalen Verächter für fehlgeleitet, wenn sie das Problem auf der Seite der Geräte sehen. Ein Smartphone bietet nicht nur äußerst sinnvolle Funktionen, sondern lässt sich auch sehr gesund verwenden. Wer darauf allerdings hunderte von weitgehend sinnfreien Applikationen installiert, die ihm unendlich viel Zeit rauben, dann ist das nicht nur eine erhebliche Wertpotenzialvernichtung, sondern eine permanente Übung für Impulskontrollverlust, für Zerstreuung, für Konzentrationsunfähigkeit. Das aber betreiben sehr viele als echte Sucht. Es gibt ein kollektives Phänomen permanent auf Reize dieses Kleincomputers zu warten und zu reagieren, wie die Ratte, die sich im Laborexperiment Kokain zuführen kann, wodurch alles andere bedeutungslos für sie wird. Sie nimmt nichts mehr von Wert wahr. Dieses Phänomen hat extreme Züge angenommen. Dabei ist es nur eines der vielen Geräte und Aktionen, die permanente Aufmerksamkeitszerstreuung antrainieren. ADHS ist sicher ein multikausales Phänomen. Doch wie Menschen, vor allem Kinder, in einer solchen Wirklichkeit der komplexen, schnell wechselnden Reize von ADHS verschont bleiben können ist mir schleierhaft. Konzentrationsfähigkeit ist deshalb äußerst schwer zu erreichen und wohl nur mit gezielter, intensiver, regelmäßiger (Gegen-)Übung zu verbessern.

Das gilt genauso für die (geschmackliche) Unterscheidungsfähigkeit. Alle Wahrnehmung ist eine Wahrnehmung von Unterschieden in Unterscheidungen. Diese Unterscheidungen müssen gelernt und geübt werden. Wer deshalb Geschmack wahrnehmen möchte, also erzeugen, muss sehr viel lernen, also konzentriert Essen, vergleichen, abwechseln etc. Das ist jenseits grober Geschmacksrichtungen wie süß und sauer alles andere als einfach. Zudem erfordert es geistige Offenheit und viel Mut. Mich erstaunt immer wieder auf welchen winzigen Speiseplan sich ängstliche Menschen beschränken. Interessanterweise gibt es auch kaum Interesse in unseren Bildungseinrichtungen an der Wahrnehmungsfähigkeit zu arbeiten, z.B. an der Geschmacksausbildung. Ich erinnere mich selbst an einen einjährigen Kochunterricht in der Schule, der in jeder Hinsicht geschmacklos war und schon gar nichts mit Bildung zu tun hatte. Wir sollten die „gute“, alte, deutsche Küche kennenlernen, mit dicken Mehlschwitzen, Eiern mit Mayonnaisefüllung und gewürzfreier Zubereitung. Es gab keine Techniken, keine Erlebnisse, keine Geschmacksvielfalt, keine von all den grandiosen Möglichkeiten, die es zu entdecken gibt, nach denen der gesunde Bildungshunger eines (nicht nur) Jugendlichen lechzt. Es ist doch bemerkenswert, dass wir dort unzählige Sinnlosigkeiten auswendig lernen mussten und auch ansonsten wenig zum (eigenen) Denken angeregt wurden (immerhin von der 68er Lehrergeneration!), aber so gut wie nichts wahrzunehmen lernten, schon gar nicht mit Begeisterung. Das zeigt, dass Wahrnehmung überhaupt nicht in ihrer fundamentalen Bedeutung für Bildung begriffen wird, schon gar nicht in ihrem erheblichen Potenzial! Es geht mir nicht (nur) um Essen und Geschmack. Das ganze lässt sich auf alle möglichen Bereiche übertragen. Wie entsteht denn Liebe? Auch sie entsteht durch die Wahrnehmung. Selbstverständlich schlage ich keine Liebesspiele in der Schule vor. Wahrnehmungsübungen aber durchaus! Wie wenig viele Menschen von ihrem Gefühlsleben wahrnehmen, gerade Männer, ist erschreckend und mit wenig erfreulichen Konsequenzen verbunden. Wer Gefühle nicht differenzieren kann, „hat“ sie nicht. Wer nur die Gefühle „hungrig“ und „satt“ unterscheiden kann, also nur diese beiden Gefühle „hat“, wie soll der Beziehungsfähigkeit entwickeln können? Wie soll dann echte Liebe möglich werden? Das ist alles nicht harmlos! Letztlich lässt sich überhaupt nichts von besonderem Wert erzeugen, ohne die Fähigkeit zu besonderer Konzentration, Impulskontrolle und (Selbst-)Disziplin erlernt zu haben und stetig zu vertiefen. Sonst ist alles permanenter Überlebenskampf und radikaler Stress und Schmerz, ohne aber sinnvolle Ergebnisse produzieren zu können.

Geschmack ist aber nicht nur allg. eine Frage des Lernens, sondern speziell auch der Gewohnheit. Dinge schmecken uns, weil wir uns daran gewöhnt haben. Abweichungen stören uns. Das ist, wie gesagt, auch sinnvoll auf diese Weise. Alles Normale nehmen wir nicht mehr recht wahr, es funktioniert bereits. Es ist dann kein Problem. Unsere Aufmerksamkeit verschwindet. Sie wird dann frei für anderes. Alles Abweichende wird registriert, aber mit einer starken Tendenz dies als Gefahr zu interpretieren, die abgewehrt werden muss. Das lässt sich nur schwer beeinflussen. Deshalb ist es oft eine natürliche Reaktion etwas das anders ist, als Gefahr und Feind wahrzunehmen.

Es muss eingeordnet werden, oder vernichtet. Normabweichungen müssen deshalb glatt gebügelt werden. Das zeigt sich bei der Abwehr aller Speisen, wie bei den Aufmärschen der Pegida, oder der Kulturrevolution der Roten Khmer. Es ist immer dasselbe Prinzip. Die Folgen sind allerdings oft deutlich weniger harmlos als bei der Verschmähung von Fisch, Käse oder Innereien.

Wein wird inzwischen längst glatt gebügelt. Es gibt einen Massengeschmack, der von wenigen einflussreichen Testern bzw. Produzenten festgelegt wird. Sie sind sofort gefällig. Wer etwas anderes produziert hat ein Problem. Denn wer das probiert, schmeckt etwas Abweichendes, das er dann i.d.R. als unangenehm schmeckt. Würde er jetzt weiter probieren, immer mal wieder, auch noch andere „kantige“ Weine, dann stellte er zwei Dinge fest: Erstens schmeckte ihm dieser Wein vielleicht schon bald, oder irgendwann. Vielleicht sogar besonders gut. Sicher wären einige dabei, für die das zutreffen würde. Für andere nicht. Zweitens erweiterte er seine Geschmacksfähigkeit, in der Differenzierung und Wahrnehmung. Er lernte also auch prinzipiell besser zu schmecken und wahrzunehmen. Er lernte also zusätzliche Weine zu schätzen und erweiterte seine Geschmackssinne und bereicherte mit beidem sein Leben. Das ist eine ganz erhebliche Veränderung, weil es dabei nicht nur um Wein geht! Dafür ist es notwendig viele verschiedene Weine zu probieren. Immer wieder. Wer das unterlässt, der verarmt, atrophiert seine Wahrnehmungs-„muskeln“. Und wer das tut, der nimmt immer weniger wahr. Denn das Gewohnte verschwindet aus der Wahrnehmung, jedenfalls solange es „funktioniert“. Erst durch erneute Unterscheidung wird es wieder wahrgenommen. Wahrnehmung gibt es nur in der Unterscheidung. Die Beschränkung auf das Gewohnte führt zum Verlust der Wahrnehmung und damit zur Vernichtung des Wertvollen. Eine äußerst schlechte Alternative, gerade in Bezug auf seinen Partner.

Mir geht es hier darum zu zeigen, dass Wahrnehmung eine entscheidende Rolle für die Entstehung von Wert spielt. Szientisten können das nicht recht verstehen und verwechseln das mit etwas wie Magie. Doch das ist es gerade nicht. Sie verstehen Formen von Existenz nicht, die nicht durch etwas „Greifbares“ wie Steine, Atome, Neuronen oder Gene beschreibbar sind. Doch diese Form der Wahrnehmung ist ein Verwirklichungsakt, bei dem mithin etwas verwirklicht wird, in Existenz gebracht wird, ohne das physikalisch hinreichend beschreiben zu können oder zu müssen. Die Wahrnehmung erzeugt erst das, den Wert, was es dann „gibt“. Das ist keine Magie, sondern ganz normal und eigentlich auch nicht sonderlich erstaunlich. Das wiederum verwechseln leider viele „Träumer“. Sie glauben es ließen sich dann auch Autos durch Wahrnehmung erzeugen. Oder sie könnten wertvoll werden, indem sie sich das den ganzen Tag „total positiv“ einreden. Ersteres ist Irrsinn, letzteres Unsinn.

Damit wird klar, dass, als erstes Zwischenergebnis, der Wert wesentlich bestimmt ist durch die Wahrnehmung. Das ist vermutlich leicht nachvollziehbar. Den meisten dürfte dieser Zusammenhang irgendwie klar sein. Das meiste lässt sich sogar mehr oder weniger auch mit biologischen Theorien erklären, doch begriffen oder gar verin-

nerlicht wird diese Erkenntnis kaum. Im Gegenteil! Die meisten Geschichten und Hochzeiten sind total ignorant gegenüber der Wahrnehmung. Sie „zaubern“ ein paar Effekte, erzeugen aber kaum Wert. Pathos, das klappt oft recht gut, wie in den unzähligen Hollywoodstreifen, die immer und immer wieder dieselbe Struktur ableiern. Aber das alles bleibt hohl und es sind bestenfalls „Bierfilme“, wie Pönack das nennt. Man geht rein, trinkt ein paar Bier, isst einen Hamburger und auf der Schwelle hat mal alles schon verdaut und vergessen. Gute Wahrnehmung ist etwas Erlernbares. Sie erfordert ausgiebige Differenzierungsfähigkeit, Übung und Erfahrung. Das nicht ernst zu nehmen, dies nicht als fundamentale Voraussetzung für Bildung und Wert zu begreifen, ist verheerend. Dabei wird schnell klar, dass in der Wahrnehmung nicht nur enormes Wahrnehmungspotenzial steckt, sondern vor allem Lernpotenzial. Wer das nicht begreift kann auch kaum gute Geschichten erzählen. Wozu dann heiraten?

[Fortsetzung folg ...]

Literatur

- Bateson, G.; Ruesch, J. (2012): **Kommunikation – Die soziale Matrix der Psychiatrie**, 2. Aufl., ISBN 9783896708366.
- Brautkleid (2014): **Kate Middletons Brautkleid**, in: Wikipedia, http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kate_Middletons_Brautkleid&oldid=135708033, 2014-11-11, abg. 2014-12-04.
- Degenhardt, F. (2006): **Die Lieder**, ISBN 9783359016489.
- 15 minutes of fame (2013): **15 minutes of fame**, in: Wikipedia, http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=15_minutes_of_fame&oldid=118880739, 2013-05-26, abg. 2014-12-06.
- Goffman, E. (2005, 1959): **Wir alle spielen Theater – Die Selbstdarstellung im Alltag**, 3. Auflage, ISBN 9783492238915.
- Loosen, M. (2008): **Das ist die Liebe zur Wäsche – Von Menschen, die nicht aufhören wollen zu arbeiten**, in: Lebenszeichen, WDR 3/5, 2008-05-01, pub.wissenschaftstheorie.net/podcasts/lebenszeichen/Das_ist_die_Liebe_zur_Waesche.mp3.
- von Maur, E. (2015): **Das Zeitalter der Erkenntnisfeindlichkeit? – Eine (de-)konstruktive Kritik des Nicht-wissen-wollens**, in Vorbereitung.
- Schulz von Thun, F. (1981): **Miteinander reden 1 – Störungen und Klärungen – Allgemeine Psychologie der Kommunikation**, ISBN 3499174898.
- Spurlock, M. (2004): **Super Size Me**, Dokumentarfilm.
- SRF Reporter (2013): **Hochzeitsplanerin Eva Hauser von Wedding & Events GmbH**, SRF Reporter, www.youtube.com/watch?v=mZVu0zBM0IQ, 2013-03-03, abg. 2014-12-04.

Watzlawick, P. (2011): **Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien**, 12. Aufl., ISBN 9783456849706.

Weddingplanner-Ausbildung (2014): **Hochzeitsplanerausbildung IHK**, www.hochzeitsprofis-verbund.de/ausbildung.html, abg. 2014-12-05.